Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“



Nr. 1 Lemberg, am 6. Jänner (Januar) 1929

Jenny macht Karriere

Von Hans Bachwitz.

1)

C. W. Neddersen mochte den Wendekreis der Fünfzig überschritten haben, ohne daß man ihn einen „älteren Herrn“ hätte nennen mögen. In dem ironisch-mitleidigen Sinne jedenfalls nicht, mit dem man das gleitende Alter der Männer kritisiert. Er war groß und sehnig, hatte die frische Gesichtsfarbe des Sportliebhabers, und die eisengrauen Bartleisten gaben ihm etwas Imponierendes. Die gerade Nase, der helle, geradezu beißende, man hätte sagen mögen: salzwasserfaberne Blick, die schmalen, engzusammengekniffenen Lippen — das alles gab Herrn C. W. Neddersen etwas unbeugsam Zielbewußtes, Erfolgsicheres. Und wer die Auskünfte über ihn und seine Firma lesen durfte, hätte eine Gänsehaut vor Ehrfurcht bekommen über soviel einwandfreie Verhältnisse, über jeden Zweifel erhabene Sicherheit, einen in jeder Beziehung prima-prima-Ruf, „und zwar, wie wir auf Grund bester Informationen versichern können, nicht nur hinsichtlich der bedeutenden inländischen, als auch vor allem hinsichtlich der transozeanischen Unternehmungen.“

So beschaffen war der Mann, der mit bemerkenswerter Energie Jenny verfolgt hatte, bis sie ihm plötzlich aus den Augen kam, und die jetzt ebenso plötzlich wieder auftauchte.

Nach dem Steak war Jenny völlig außerstande, noch etwas zu genießen, und sie mußte zu ihrem eigenen großen Leidwesen eisgekühlte kalifornische Pfirsiche, die mit einem herrlichen Gemisch von Nüssen, Orangenschalen, Ingwerstückchen und Rum gefüllt waren, stehen lassen. Nur vom Sekt konnte sie noch nippen.

„Empfehle dringend Pfirsich Gibraltar!“ sagte Herr C. W. und putzte mit einem grüngekanteten Seidentuch das Monokel, das ihm an dünner Schnur über das Plastron hing. Jenny blickte auf und sah unbewußt freundlicher drein, als sie beabsichtigte. Dazu kam, daß ihr junges, rosig überhauchtes Gesicht, die blitzenden Schwarzaugen und der liebliche Mund eine Gesamtheit bildeten, der auch andere Männer als Hamburger Großkaufleute nur schwer widerstanden hätten.

„Kuhleborn!“ stellte sich C. W. Neddersen vor. Es war natürlich nicht recht von ihm, diesen falschen Namen zu nennen, der außerdem geschmacklich zu beanstanden war, und ferne sei es von uns, dieses Verhalten irgendwie zu beschönigen, aber es liegt in der Psychologie hanseatischer Ex- und Importeure, daß sie zur Vorsicht neigen und unsichere Geschäfte lieber durch einen Strohmann tätigen. Kuhleborn war also ein Strohmann, und es wird sich zeigen — — —

Hatte C. W. damit gerechnet, daß sich nun Jenny ihrerseits vorstellen würde, so lag eine Fehlkalkulation vor. Die reizende Dame machte nur eine kleine Kopfneigung und meinte:

„Ich mache mir gar nichts aus Pfirsich Gibraltar!“ Wobei sie sehr vornehm den Teller fortschob, obwohl sie noch nie Pfirsich Gibraltar gegessen hatte und sich ärgerte, daß sie sich an den vorhergehenden Gerichten übernommen hatte.

„Geschmacksache!“ erwiderte Neddersen und schlürfte eine Auster. „Ablehne prinzipiell auch Süßigkeiten. Stop. Ausgenommen gewisse. Stop!“ Und er warf Jenny einen Blick zu, der seine Worte hinreichend kommentierte. Jenny zog wieder die Mundwinkel herab und blickte auf die Tanzenden.

Der Tadellose erschien mit einer Platte Wachteln und wollte Jenny auflegen. Die wehrte ab. Nein, danke vielmals. Ob er das Dessert bringen dürfte? „Jawohl!“ Und den Moutardot? „Aber gewiß!“

Es war selbstverständlich nur Zufall, daß Herrn C. W. Neddersen die Serviette entglitt und daß er beim Aufstehen mit der Spitze seines Lackschuhs Jennys Stiefelchen berührte. Wie er dann auch nur zufällig feststellen konnte, daß die Beine seiner Tischdame geradezu ideal geformt waren. „Selektion I,“ sagte er zu sich mit einem im internationalen Kaffeehandel für first claß Santosbahnen gebräuchlichen Ausdruck.

„Verzeihung!“ sagte er, als er, rot angelaufen, sich wieder erhob. Aber Jenny nahm keine Notiz davon, und da jetzt der Tadellose mit dem Dessert und dem Moutardot erschien und die Dame bediente, ging der Zwischenfall ohne Peinlichkeit vorüber.

C. W. Neddersen war, wenn es galt, einen neuen Markt zu erobern, von nicht zu überbietender Zähigkeit.

„Durchreisende — Fragezeichen,“ versuchte er, das Gespräch abermals anzufachen. Jenny, mit ihrem Dessert beschäftigt, nickte kaum merklich.

„Bereits einmal festgestellt, Komma, Gnädigste Weg zum Bahnhof. Stop. Erlaube Frage, Komma, ob dito bemerkt? Fragezeichen. Dringantwort erbeten. Stop!“

Nach diesem für C. W. sehr langen Satz schaute Jenny verblüfft ihr Gegenüber an. Wie sprach der Mann eigentlich? Kurz, abgehackt, geradezu knausrig in den Worten. Und daß er auf der anderen Seite die Interpunktion mitsprach, war parador. Sie mußte ein wenig lachen, nachdem sie sich durch einen prüfenden Blick in Neddersens eherne Miene überzeugt hatte, daß er sich nicht bloß lustig mache.

„Warum sprechen Sie denn so merkwürdig, Herr Konsul?“ fragte sie.

„Schlechte Angewohnheit. Stop. Telegramm. Stop. Diktiere dauernd Telegramm. Stop.“

„Aha! Aber doch nur im Geschäft!“

„Alles Geschäft, Komma, sonst Leben zwecklos, Stop. Verheiratet — Fragezeichen!“

„Großes Fragezeichen!“ lachte Jenny.

„Denke, ja — hoffe nein!“

„Wer hofft, gewinnt!“

„Dankend verstanden!“ Und Herr Neddersen, alias Kuhleborn, hob sein Glas, während ein ganz dünnes Lächeln um seine Mundwinkel kroch.

„Proponiere Lokalwechsel!“

Oho! Jenny gewann ihre Haltung wieder. Was fiel diesem Kuhlborn ein? Dachte er am Ende, hier böte sich Gelegenheit zu einem kleinen Amüsement? Sie sagte kühl:

„Abgelehnt. Stop!“ Und sie betonte das „Stop“ über Gebühr. Aber C. W. ließ nicht so leicht locker.

„Anderweit gebunden?“

„Und wie?“ Jenny blitzte.

„Bräutigam?“

„Sie leben ja in schönen Anschauungen, Herr Konsul, wenn Sie glauben, ein junges, anständiges Mädchen aus bestem Hause müsse unbedingt gleich einen Bräutigam haben, um sich so gebunden zu fühlen, daß sie nicht mit einem x-beliebigen Herrn Lokale besucht!“

„Donnerwetter! Ausrufungszeichen!“

Herr Neddersen war überrascht. Diese junge Dame war offenbar eine Dame. Er hatte sich durch den Zufall und das Milieu verleiten lassen, zu glauben, hier handle es sich um eine leichte Ladung.

Und nun stellte sich jählings heraus, daß es um ein wertvolles Gut ging, das vielleicht — — wenn überhaupt — — nur unter doppeltem Versicherungsschutz an Bord zu bringen sei. C. W. überlegte blitzartig, was besser sei: überhaupt auf das riskante Geschäft zu verzichten oder zu eigenen Lasten und Gefahren fernerhin bestens bemüht zu bleiben? Es war nicht leicht, die Antwort zu finden.

Soeben schickte sich ein anderes Orchester an, die Jazz-Band abzulösen. Kleine, sehnige Männer mit eckigen Gesichtern, schwarzgeölten Haaren und Schlitzaugen zeigten ihre

roten, verschnürten Röcke. Der Primas, im Frack und Escarpins, eine Locke auf der Stirn und ein Madrigal in butterweichen Blicken, reckte sich am Stehpult, die Geige aufgestützt, gleich einem Feldherrnstab. Es schien, als ob man die „Madjaren" schon lange erwartet hätte, als ob sie eine besondere Attraktion hier bildeten. Händeklatschen, Zurufe, Gläserschwenken begrüßte sie. Eine Dame warf dem Primas eine rote Rose zu. Er fing sie, wohltrainiert, im Fluge auf, küßte sie, verneigte sich gegen die Spenderin und befestigte die Rose zart am Aufschlag seines Fracks. Dieser Art mit dem Großkordon der Unwiderstehlichkeit geschmückt, wandte er sich zu seinen Mannen, die die Auszeichnung ihres Führers mit wildem Geräusch begleitet hatten, und hob den Bogen. Lautlose Stille trat ein. Und dann rieselten, silbernen Tautropfen vergleichbar, die ersten Takte eines Walzers von Johann Strauß durch den Saal, erst zärtlich kichernd wie ein Schatz, der hinter Ginster versteckt, dem Liebsten entgegenwartet, dann aufjubelt im hellen Lachen der Jugend und schließlich in breiten, wiegenden Klängen alles umarmt, was Herz und Sinne hatte für des Lebens Sonnentage, für verschwiegene Nischen in silbernen Nächten, für einen Kuß, für einen Rausch, für einen Tanz. Im hinreißenden Zusammenklang der Streichinstrumente, der Flöten und des Zimbals, das durch den Takt galoppierte, wie ein buntgezäumtes Husarenpferd, riefen die „Madjaren" alles auf, was keine Gicht hatte oder ihrer nicht achten wollte. In scharfen klirrenden Schlägen begleitete das türkische Becken die federnden Schwünge, als würfe man Champagnergläser durcheinander. Tanzwiegend, süßlockend, kußlächelnd schillerte, wirbelte, sprühte der Walzer — — über dem bunten Gemisch der Instrumente beherrscht von der Meistergeige des mit der Rose geschmückten Primas. Seidenes Frauenhaar auf den Saiten, gesponnenes Gold unter zärtlichen Fingern tönend, jubelte, schluchzte und bannte die Zauberkunst der Melodie, und wie ein Gaukler, der mit Koboldhänden schimmernde Glaskugeln in die Luft werfen und klingen machen kann, lockte, wirbelte, warb und verführte das holde Märchen aus Wien alle, alle im Saal, die eben noch müde, satte, gleichgültige Schlemmer waren, machte Jünglinge aus ihnen, Kavaliere, Menschen.

Und aus den Frauen, mochten sie eben noch im barocken Getümmel der Niggersteps Mänaden gewesen sein oder Wildsüchtige, machte der breite, rauschende Tanz, der das Echo wiedergab des Wienerwaldes, die wiegenden Fluten des Donaustroms, die Küsse im Dunkel der Grinzinger Lauben und die Zartheit erster Leidenschaft — aus den Frauen machten diese Klänge junge, lustige Mädeln mit blitzenden Augen und rosigen Gesichtern. Duft und Frühling, Sonne und Glück. Wie unterm Blütenregen verwirrender Zärtlichkeiten tanzten die Paare, eng sich haltend und dennoch mit Haltung, mit den Augen kosend und lächelnd, wie Kinder auf jungen Wiesen.

Und gegen diesen Walzer war nun auch Jenny machtlos. Der erfahrene C. W. merkte das, sah das Leuchten in den Schwarzamselaugen, sah den tiefen Seufzer auf den roten Lippen, die plötzlich durstig wurden — nicht nach Moutardot oder Roederer, sah die feinen, ringlosen Finger leise heben und vergaß mit eins die Kontorkorrektheit hanseatischer Würde. Sprang auf — o, man spielte ja nicht umsonst Golf und Polo! — verneigte sich, und schon walzte er mit Jenny im Reigen der andern.

Tanzte C. W. gut, so tanzte Jenny fabelhaft. Erst ein wenig befangen — schließlich ist man natürlich als einzige Dame im Komplett zwischen lauter Roben befangen — belebte sie sich unter den Rhythmen des dunkelhäutigen Hexenmeisters da oben. Ihre Gestalt straffte sich, ward Feder und Ball. Ihre Glieder, schlank und von der herben Weichheit ganz junger Frauen, wurden selbst Musik. Biegend und schmiegend, fliegend und wiegend glitt sie dahin, und ohne daß sie es merkte, hörten nach und nach die anderen Paare zu tanzen auf, wurden Zuschauer. Freier und breiter wurde der Raum um sie, und die Geigen wanden ihren Blütenkranz nur noch um sie. Erst als mit einem wilden schmetternden Beckenschlag die Musik abbrach, merkte sie, aus Traum und Lust erwachend, daß sie und C. W. zum Schluß ganz allein getanzt hatten. Merkte es an dem frenetischen Beifall, der ihr neidlos gespendet wurde, an den jubelnden Zurufen aus allen Logen, Nischen und Ecken. Blutübergossen strebte sie an der Seite des stolzen C. W. Reddersen, der natürlich längst den Triumph wahrgenommen hatte, zum Tisch zurück und duckte sich förmlich unter den Blicken und dem Flüstern der anderen Gäste. Ein Stern war aufgegangen, und C. W. Reddersen war der Astronom der ihn entdeckt hatte. Allright!

Und wie es einer Firma von seiner Bedeutung zukam, kniffte der Chef, zu Gnadenbeweisen gestimmt, drei Hundertmarkscheine zusammen und ließ sie dem Primas überreichen, der mit einem wilden Tusch quittierte und mit seinen Mannen stehend die amerikanische Nationalhymne spielte. Sein Zigeunnerhirn konnte sich nichts anderes denken, als daß der Spender solcher Munifizenzen ein Dollarfürst sei.

Jennys Blick fiel auf die kleine Armbanduhr, und ihre Scham ward Entsetzen. Sie hielt die Uhr hastig ans Ohr, hoffend, daß sie nicht ginge und daß es unmöglich schon 12 sein konnte. Und ihr Zug fuhr in etwa zwanzig Minuten. Kein Zweifel: die Uhr ging, die Zeit stimmte. Jenny fuhr empor.

Da eben die Madjaren einen originellen Shimmy anstimmten, glaubte C. W., seine Tischdame habe Gefallen am Tanz gefunden und stellte sich freudig zur Verfügung. Aber Jenny rief mit bebenden Lippen nach dem Kellner. Der war nicht da.

„Uebernehme Bestellung!" sagte C. W. galant. Aber Jenny erklärte mit fliegender Stimme, durch die Tränen zitterten, sie müsse sofort zahlen, ihr Zug führe in einer Viertelstunde.

„Reise so dringend — Fragezeichen?"

„Sie ist unaufschiebbar! Mein Gott, ich versäume den Zug!"

„Stelle Auto — 140 Stundenkilometer. Stop!"

„Nein — nein — nein — Herrgott, wo ist denn der Kellner?"

Und Jenny eilte hinaus, in der Hoffnung, den Tadellosen draußen zu entdecken. C. W. Reddersen hinter ihr her. Es hatte den Anschein, als flüchtete die erregte Dame vor ihrem Kavalier, und einige Herren lachten schadenfroh.

Reddersen sah, daß ihm das Abenteuer entglitt, und mißtrauisch, wie eben solche Kaufleute sein müssen, argwöhnte er einen Moment, der rasche Aufbruch Jennys sei Komödie. Aber dann wies er den Gedanken weit von sich. Er erbot sich sogar im allerkürzesten Stil, die Zeche einstweilen zu zahlen — — wenn ihm Jenny ihren Namen nennen würde, könnte er ja die Kleinigkeit auslegen — man sähe sich wohl noch einmal wieder in dieser Welt. Und C. W. Reddersen dünkte sich sehr schlau, daß er auf diese Weise endlich erfahren würde, mit wem er diesen entzückend begonnenen und so jählings abgebrochenen Abend verlebt hatte.

Aber Jenny wollte davon nichts wissen und fand einen anderen Ausweg. Sie riß rasch aus der neuen Tasche aus Schlangenhaut — Gott, war sie unpraktisch! — einen Zwanzigmarkschein und drückte ihn Reddersen eilends in die Hand. „Bitte, Herr Konsul, zahlen Sie für mich! Ich glaube, die Zeche wird sehr teuer sein, aber mehr als 20 Mark kann sie unmöglich betragen!" Und schon stürmte sie davon, während C. W. ganz verblüfft stehen blieb, den Zwanzigmarkschein in der Hand und eine sarkastische Bemerkung über die Frauen auf den Lippen. Indessen war er an die Wechselfälle des Lebens hinlänglich gewöhnt und tröstete sich mit der alten Erfahrung, daß kein Geschäft schließlich immer noch besser sei, als ein zweifelhaftes. Dann kehrte er an den Tisch zurück, der ihm plötzlich verödet erschien. Und wenn er auf den Platz sah, den Jenny eingenommen hatte, bekam sein Blick beinahe etwas Träumerisches, soweit die Blicke eines Großwürdenträgers hanseatischer Kaufmannskrone überhaupt träumerisch sein können. Er umspielte das halbvolle Sektglas Jennys zärtlich mit den Fingern, und auf einmal setzte er dieses Glas an die Lippen und leerte es auf einen Zug. Hierauf stellte er es allerdings schleunigst zurück, sah sich bekniffen um, ob jemand diesen unerhörten Anfall von Romantik bemerkt habe, und schämte sich zum ersten Male in seinem Leben furchtbar. Es war ein Glück, daß in diesem Augenblick eine sehr auffallende Dame die Hand auf den Sessel legte und fragte, ob es gestattet sei?

„Storniert!" knurrte Reddersen, dem das wie ein Sakrileg erschien, aber die Dame schien diesen Ausdruck nicht zu kennen. Jedenfalls setzte sie sich. C. W. Reddersen stand sofort auf und ging dem Kellner entgegen, um die beiden Zechen zu zahlen.

Der Ordnung halber sei bemerkt, daß Jenns Zeche etwas über 70 Mark betrug, aber niemals hatte C. W. einen effektiven Verlust freudiger getragen. Ja — er ging soweit, nicht

einmal das ihm von Jenny übergebene Kapital zu verwenden. Vielmehr legte er den Zwanzigmarkschein in ein besonderes Fach seiner geräumigen Brieftasche. Dann — von einem plötzlichen Entschluß gepackt, schrie er nach seiner Garderobe. Er riß sie an sich, jagte hinaus, auf das wartende Torpedo zu, stürzte sich hinein und schrie dem Chauffeur zu:

„Bahnhof! Expreß! Zwo Minuten!" Und das Torpedo sprang an, wie ein Tiger, der sich von gespannter Fessel losgerissen hatte.

Als aber C. W. nach zweiunddreiviertel Minuten am Bahnhof war, erfuhr er zu seinem größten Schmerze, daß der letzte Expreßzug — es war der nach Berlin — soeben die Halle verlassen habe.

Da schickte er das Torpedo fort und kehrte zu Fuß in sein vornehmes Hotel zurück. Dort bestellte er sich in der Halle einen sehr scharfen Whisky und dachte lange darüber nach, daß das Leben eigentlich mehr zu bieten habe, als Corners, Haussen und Baissen, Medios, Ultimos und neue Märkte. Und daß eigentlich ein kupferbrauner Bubikopf unter einer braunen Toque — — —

Zum Glück kam eben Herr Friedrich Karl Deetjens in Firma „Deetjens und seine Söhne" auf den alten Geschäftsfreund zu, und man schnackte noch ein Stündchen darüber, daß die Amsterdamer sich ja wohl elend verspekulieren würden, wenn sie glaubten, Santos I zu 130 franco Ladehafen liefern zu können.

Es ist gut, daß es Santos I gibt — als Gegenmittel gegen gewisse kupferbraune Bubiköpfe und gewisse hanseatische Großkaufleute.

Zweite Station.

Ein verrückter Expreßzug, eine Zeiterscheinung, ein Dichter und ein alter Bekannter.

1.

Indessen stürmte der Schnellzug, in dem Jenny das Bett Nr. 38 des zweiten Schlafwagens bewohnte, durch die Nacht. Eigentlich war es ein Wunder, daß sie noch zurecht gekommen war, denn sie konnte — drei Minuten vor der Abfahrt — den Kommissionär nicht finden, der ihre Angelegenheiten ordnen wollte. Sie irrte, halb wahnsinnig vor Angst und Schreck, umher und rief laut die Nummer des Gesuchten. Worauf ein anderer Kommissionär endlich auf sie zueilte, der rasch erklärte, sein Kollege habe ihm den Auftrag übergeben — sie sei doch die Dame mit dem großen gelben Koffer. — Ja, ja, ja! er habe alles besorgt und werde sie zum Wagen begleiten. In wilder Hast ging es an den Zug, um den schon die Stille der geschlossenen Türen schwebte. Der Kommissionär half Jenny, den Schlafwagen II zu erklimmen — er bekäme alles in allem 112 Mark 60 Pfennige. Jenny fand das ein bißchen viel, aber zum Handeln war keine Zeit, sie zahlte, und kaum war der Kommissionär verschwunden, als der Zug anrollte. Jenny verstaute Fahrkarte und Gepäckschein mechanisch in dem Schlangenhaut-Täschchen und sank todmüde auf dem Bettrand nieder, dankbar empfindend, daß sie allein im Abteil war. Dann schloß sie die Tür, entkleidete sich, taumelnd vor Erschöpfung und sank in die harten Kissen. Und kaum drei Minuten später schlief sie den gesunden, sorglosen Schlaf der Jugend, während der Zug über knatternde Weichen, an einsamen Stationen vorbei, durch mächtige Wälder brauste.

Sonderbarerweise hatte der Wagen, in dem Jenny süß schlummerte, Außenschilder, auf denen zu lesen war: Rom—Bologna—Verona—Innsbruck—München—Salzburg—Wien.

2.

Als Jenny in diesem falsch orientierten Expreßzug, von dessen Absichten und Zielen sie keine Ahnung hatte, erwachte, war es kurz nach 8 Uhr. Sie dehnte sich in der köstlichen Erquickung nach einem tiefen, traumlosen Schlaf, blickte, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, in einen strahlend blauen Himmel, den die Sonne überfunkelte, und freute sich, daß sie wohl nun bald wieder in Berlin sein und von ihren Abenteuern würde berichten können. Ueber Herrn Doppelmann nur das Allerbeste. Er war sichtlich ein etwas schrullenhafter Mensch, dem wohl bei allem Reichtum das Leben viel schuldig geblieben sein mochte. Aber die grillige Güte, mit der er sie behandelt und vor allem gegen die üblen Anmaßungen seiner Frau in Schutz genommen hatte, nicht zuletzt auch die wahrhaft fürstliche Freigebigkeit, mit der er sie bedacht, ließen ihr Herrn Doppelmann bald äußerst angenehm erscheinen, und sie würde nicht verfehlen, sowohl zu Hause, als auch im Geschäft sein Bild in den liebenswürdigsten Farben zu malen. Was indessen die übrige Familie Doppelmann anbetrifft, so würde sie sowohl über Frau Moldred, als auch über Herrn Percival schweigend hinweggehen.

Ob sie des Herrn Hilkisch Erwähnung tun würde, wußte sie noch nicht. Schließlich hatte sie ja auf ihrer Reise Gelegenheit gehabt, bedeutendere Männer kennen zu lernen, als diesen zweifellos hervorragenden, aber doch etwas einfältigen Menschen. Wenn sie sich z. B. an Herrn Konsul Kuhleborn erinnerte, der sich in einer nicht mißzuverstehenden Weise um sie bemüht hatte, so durfte sie einerseits bestimmt mit dem Eindruck zufrieden sein, den sie auf diesen Herrn gemacht hatte, andererseits aber — — Jenny merkte plötzlich, wie sie feuerrot wurde, ohne sich über den Grund klar zu werden. Es war ja schließlich nicht das Mindeste vorgefallen, was dieses Erröten hätte rechtfertigen können, und auch der Walzer, den sie mit Herrn Kuhleborn unter dem lebhaften Beifall des Publikums getanzt hatte, war ja nur ein harmloses Vergnügen gewesen, wenn sie sich erinnerte, was ihre Kolleginnen im Geschäft über gewisse Tanzabende mit daranschließenden Berliner Nächten zu berichten wußten. Sie würde also auch ihre Bekanntschaft mit Herrn Kuhleborn einem großen Publikum nicht vorenthalten, obwohl sie sich sagen mußte, daß man ihr die Harmlosigkeit der Bekanntschaft nicht unbedingt würde glauben wollen.

Ihr Blick fiel auf das kleine Hutköfferchen, das sie sich zur Unterbringung der neuen Hutprachten gekauft hatte, und das geöffnet auf dem Boden stand. Da hatte sie wirklich beinahe das wichtigste vergessen! Ein Glück nur, daß sie sich rechtzeitig erinnert hatte, das allerliebste Pyjama zu kaufen, das sie trug.

Dagegen hatte sie nicht daran gedacht, sich mit Waschutensilien zu versehen. Sie hatte nicht einmal einen Kamm, und geriet in äußerste Besorgnis, wie sie sich wohl in einen Zustand versetzen könnte, der ihr erlauben würde, mit vollkommener Haltung den Schlafwagen zu verlassen.

Mit einem Satz sprang sie auf und warf erst einen neugierigen Blick durch das Fenster, wobei sie mit einem gewissen Erstaunen feststellte, daß die Gegend durchaus nicht den Eindruck machte, den man von einer deutschen Flachlandschaft erwartete. Gebirgszüge am Horizont, wellige Ebenen davor, sattgrüne Felder grüßten den Blick. Hin und wieder ein Dörfchen, übertönt von einem Kirchlein mit merkwürdigem zwiebelförmigen Turm. Auf den Feldern Bauern in absonderlichen Trachten, mit grünen und braungelben kleinen Hütchen, weiten Lederhosen und nackten Knien. Jenny erinnerte sich nicht, derartiges jemals in Deutschland gesehen zu haben; es war allerdings auch geraume Zeit her, daß sie im Schnellzug durch das Land gefahren war. Möglicherweise unterlag auch die bäuerliche Tracht gewissen Gesetzen der Mode, die ihr unbekannt waren. Sie klingelte, und als man klopfte, fragte sie, ob sie Waschzeug haben könne? „Bitt' sehr, sofort!" ertönte es in einem Dialekt zurück, der mit dem Berliner nicht die mindeste Aehnlichkeit hatte. Bald darauf reichte man ihr durch den Türspalt ein kleines, versiegeltes Paket, das vom Seifenschwamm bis zum Lippenstift alles enthielt, was zur Morgentoilette einer jungen Dame erforderlich ist. Sie fragte nach dem Preise und der sonderbare Dialekt erwiderte: 15 Schilling. Jenny war erstaunt. Galt etwa seit heute morgen in Deutschland der englische Kurs? Nun, vielleicht hatte man in den großen internationalen D-Zügen — und sie wußte, daß ihr Zug zwischen den Metropolen Rom und Berlin verkehrte — die englische Währung eingeführt? Jedenfalls erwiderte sie, sie habe nur Reichsmark, und mit gewinnender Liebenswürdigkeit wurde ihr geantwortet, daß man auch dieses Geld mit Vergnügen nehme. Dann koste das Waschpaket neun Reichsmark. Jenny zahlte und machte sich umständlich an ihre Toilette.

(Fortsetzung folgt.)



Was wissen Sie eigentlich vom Völkerbund?

Von Sir Eric Drummond,
Generalsekretär des Völkerbundes.

Der Völkerbund ist in den meisten Ländern, die zu seinen Mitgliedern zählen, glücklicherweise keine Parteiangelegenheit mehr. Er ist heute eine internationale Einrichtung, die ihren Apparat ausprobiert, einen Apparat, der seinen Aufgaben entsprechend angepaßt ist. Nachdem nun der Völkerbund gut neun Jahre besteht, läßt sich ein Rückblick ermöglichen, wie er das Werk seiner Gründer verwaltet hat.

Obgleich die Hauptaufgaben des Völkerbundes die sind, „internationale Zusammenarbeit zu pflegen und internationalen Frieden und internationale Sicherheit zu schaffen", zeigt doch die vollständige Fassung des Vertrages, daß die Wahrung des Friedens durch friedliche internationale Abmachungen der grundlegende Gedanke seiner Gründer war. Und dieses Ziel ist bisher erreicht worden. In den letzten neun Jahren ist trotz vieler kriegsähnlichen Alarme und Manöver ein internationaler Krieg nicht ausgebrochen. Viele drohenden Kriegszustände erforderten die Intervention des Völkerbundes, andere nur sein wachsames Auge.

Ein hervorragender französischer Wissenschaftler, der kürzlich über den Völkerbund sprach, sagte, daß eine Einrichtung geschaffen sei, an die sich eine Regierung, die vielleicht früher gegen ihren Willen, gezwungen durch die öffentliche Meinung oder durch das Ehrgefühl, einen Krieg erklärt hätte, ohne Einbuße ihres Prestiges wenden könnte, um zu einem friedlichen Vergleich zu gelangen. Heute sind die Zukunftsaussichten für den Frieden größer, als sie jemals gewesen sind.

Kurz nach der Gründung des Völkerbundes wurde es klar, daß, nachdem die Zahl der politischen Auseinandersetzungen nach der unmittelbaren Nachkriegszeit schnell abgenommen hatten, die übernommene Pflicht, den Frieden zu wahren, nicht ausreichend für die Tätigkeit des Bundes war, um in großem Umfang jene internationale Zusammenarbeit zu erreichen, die bei der Gründung des Völkerbundes vorgesehen war. Man fühlte, daß dem Völkerbund in Fragen der Wirtschafts-, Finanz-, Verkehrs- und Sozialpolitik große Aufgaben bevorständen, und daß die Zusammenarbeit zwischen den Nationen auf diesen Gebieten eine friedlichere Stimmung in der ganzen Welt notgedrungen schaffen müsse. Die Initiative des Bundes in dieser Hinsicht war bereits durch Artikel 23 seines Statutes vorgesehen, aber um dieser Aufgabe einen vollen Erfolg zu sichern, wurde die Schaffung besonderer Organisationen angestrebt und verwirklicht.

Außerdem beschäftigt sich der Völkerbund auf vielen anderen Gebieten, wie zum Beispiel mit dem Frauenschutz, der Kinderwohlfahrt, der Minderheitenfrage, den Mandatgebieten, der Ueberwachung der Bestimmungen über den Verkehr mit Giften, mit Fragen des internationalen geistigen Lebens und die Kodifizierung des internationalen Rechtes. Diese Liste ist erschreckend, aber auf jedem Gebiet ist ein Fortschritt, wenn auch manchmal ein nur langsamer, offensichtlicher.

Schließlich ist die brennende Frage der Abrüstung zu nennen, die vielleicht die schwierigste aller Aufgaben darstellt, die dem Völkerbund obliegen. Aber nachdem das Problem einmal erkannt und gestellt worden ist, ist es wenigstens ein Thema der praktischen Politik geworden. Verschiedene Schritte sind versucht worden. Einige haben in eine Sackgasse geführt. Aber mit einiger Geduld wird sich gewiß ein Mittel finden lassen, um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen.

Die Nationen interessieren sich in ganz verschiedener Weise für die einzelnen Tätigkeitsgebiete des Völkerbundes. Die einen legen seiner politischen oder wirtschaftlichen Seite besonders Gewicht bei, die anderen möchten gern seine Arbeit auf Gebieten der Gesundheitspflege oder des internationalen geistigen Lebens entwickelt sehen. Es ist nicht einfach, da eine genaue Bilanz aufzustellen. Man kann auch nicht behaupten, daß jedes Land den indirekten Nutzen genügend würdigt, den es dem Bestehen friedlicher Beziehung in der Welt verdankt, und versteht, daß das Gedeihen des einzelnen auch den Wohlstand der Gesamtheit steigert.

Naturgemäß unterliegt der Völkerbund, da er sich ja noch im Stadium des Erfahrungensammelns und des Ausprobierens seines Apparates befindet, einer mannigfaltigen Kritik. Gar zu oft aber geht die Kritik von einer falschen Vorstellung von der wahren Funktion des Völkerbundes im Rahmen der internationalen Angelegenheiten aus. Der Völkerbund ist häufig gerade deswegen kritisiert worden, weil er für viele der hauptsächlichsten Strömungen internationaler Politik nicht richtunggebend gewesen ist. Zwar sind die beiden großen Marksteine auf dem Wege zum Frieden in der Nachkriegszeit Locarno und der Kellogg-Pakt gewesen, von denen Briand, der an beiden sehr stark beteiligt gewesen ist, sagte: „Ohne den Völkerbund und den Geist, den er geschaffen hat, würde es niemals ein Locarno oder einen Pariser Pakt gegeben haben."

Aber selbst angenommen, diese spezielle Kritik sei gerechtfertigt, so bleibt der Völkerbund unangetastet. Es ist nicht Angelegenheit des Bundes, zu intervenieren, wenn er nicht dazu aufgefordert ist, es sei denn — in Fällen dringender Gefahr. Es ist unbedingt vorzuziehen, daß die Länder ihre Schwierigkeiten durch direkte Verhandlung zu beseitigen versuchen, anstatt die Hilfe dritter in Anspruch zu nehmen. Der Völkerbund ist nicht eifersüchtig. Er freut sich über jeden Vergleich, über jeden Schritt, der auf dem Wege des Friedens gemacht wird, gleichgültig, ob unter seinen eigenen Auspizien oder nicht.

Der Völkerbund wird deshalb verunglimpft, weil schwierige Fragen oft von einer Ratssitzung zur anderen verschoben wurden. Aber der Völkerbund arbeitet durch Ueberzeugung, nicht mit Gewalt. Er kann nicht einem widerstrebenden Partner seinen Willen unmittelbar auferlegen. Zeit ist notwendig, um auf die öffentliche Weltmeinung einen Druck auszuüben, um seine Macht zu äußern.

Es sind gewiß viele Fehler gemacht worden, und es werden weitere hinzukommen. Solche Fehler werden bei keinem Experiment, das für die gesamte Menschheit von so vitaler Wichtigkeit ist, ausbleiben können. Aus den Fehlern der Vergangenheit lernen zu wollen, ist kein Zeichen der Schwäche. Es zeigt vielmehr, daß der Völkerbund sich in den Herzen aller gutgesinnten Männer und Frauen so fest verankert glaubt, daß seine Zukunft gesichert ist.

Glück im Unglück

Mario Sanci, so heißt der Mann aus Italien, dem diese Geschichte passierte, die in drei Etappen zerfällt: Mailand, schwarzes Meer, Mailand. In Mailand begann die Misere, in der Türkei dachte sie nicht daran aufzuhören, und in Mailand ging sie von neuem los, und da auf einmal war das Glück im Unglück da. Mario Sanci lebte in Mailand als einfacher Arbeiter. Es ging ihm so schlecht; die Frau verdiente nichts, und je mehr Kinder in diese traurige Welt kamen, desto schlimmer wurde es. Da eines Tages wurde Mario energisch, packte seine wenigen Habseligkeiten, nahm Frau und Kinder, die kleineren an die Hand, das Kleinste auf dem Rücken und zog aus, dem Glück entgegen. So vertauschte er Sonne mit Halbmond. Aber auch dort im armseligen Stambul wurde es nicht besser. Ueberall Arbeitslose, niemand scherte sich um den schäbigen, armen Mario. Die türkische Untertanenschaft sollte er annehmen, dann ginge es vielleicht noch. Aber Mario besaß nichts als seinen alten, von den Vätern ererbten Stolz; das Herz des Sanci schlug dagegen. So kehrte Mario dem Halbmond den Rücken und bekannte sich wieder zur Sonne und zum blauen Himmel. Das Kleinste ging nun an der Hand, die anderen waren vernünftiger geworden. Als er in Mailand „einzog", nahm niemand Notiz von ihm. Er fand dort kein Unterkommen, mußte mit seiner Familie in einem geliehenen Planwagen hausen, bei Unwetter und Sturm. Mario Sanci erkrankte, die beiden Jüngsten wurden vom Fieber ergriffen, und es war kein Ausweg aus dem Dilemma. Dann aber kam das Glück im Unglück, und wie das so kommt, durch die Zeitung. Die hatte das neue Schlagwort für Mario Sanci geprägt. So kam das Glück zu dem „ärmsten Mann der Welt" in der Gestalt eines reichen Schwiegersohnes. Dieser merkwürdige Freier war ein Geschäftsreisender aus Bozen. Von einer schweren Krankheit ergriffen, trieben ihn seine todesnahen Gedanken zu der toten Mutter. Die hatte ihm einmal den weisen Rat gegeben: „Mein Sohn, heirate nur ein armes Mädchen, das wird dein Glück sein!" Dieser Sohn genas. Er betete zur schmerzensreichen Madonna, daß sie ihm sein Gelübde erfülle. Und so geschah es. Er schrieb an den Vater und bat ihn um die Hand des „ärmsten Mädchens der Welt". — Er wird sich eine von Marios schönsten Töchtern aussuchen und sie demnächst heiraten. So ist allen geholfen, das „happy end" ist da.